Jenseits von Afrika – Auseinandersetzungen um den Hegemonialanspruch der ‚Internationalen Soziologie'

Wiebke Keim

▶ **To cite this version:**

Wiebke Keim. Jenseits von Afrika – Auseinandersetzungen um den Hegemonialanspruch der ‚Internationalen Soziologie'. Ammon, Sabine; Heineke, Corinna; Selbmann, Kirsten. Wissen in Bewegung. Vielfalt und Hegemonie in der Wissensgesellschaft, Velbrück, 2007, 978-3-938808-30-6. halshs-01076836

HAL Id: halshs-01076836
https://shs.hal.science/halshs-01076836

Submitted on 23 Oct 2014

HAL is a multi-disciplinary open access archive for the deposit and dissemination of scientific research documents, whether they are published or not. The documents may come from teaching and research institutions in France or abroad, or from public or private research centers.

L'archive ouverte pluridisciplinaire **HAL**, est destinée au dépôt et à la diffusion de documents scientifiques de niveau recherche, publiés ou non, émanant des établissements d'enseignement et de recherche français ou étrangers, des laboratoires publics ou privés.

Keim, Wiebke (2007): Jenseits von Afrika – Auseinandersetzungen um den Hegemonialanspruch der ‚Internationalen Soziologie'. In: Ammon, Sabine et al (Hg.): Wissen in Bewegung. Vielfalt und Hegemonie in der Wissensgesellschaft. 1. Aufl. Weilerswist: Velbrück Wiss., S. 121–139.

– Manuskript –

Jenseits von Afrika – Auseinandersetzungen um den Hegemonialanspruch der „Internationalen Soziologie"

Dieser Beitrag problematisiert die Beziehungen zwischen sozialwissenschaftlichem Wissen unterschiedlicher Herkunftskontexte. Er geht der Frage nach, wie Soziologie an der globalen Peripherie die nordatlantische Hegemonie in der Disziplin überwinden und eigenständige Ansätze hervorbringen kann. Mit Hegemonie ist gemeint, dass nordatlantische Soziologie zum „internationalen Standard" erhoben wird und als weltweit richtungsweisend gilt, während Ansätze aus dem Süden in der internationalen wissenschaftlichen Gemeinschaft eine marginalisierte Stellung einnehmen, latent abhängig vom Theorie- und Methodenimport.

Das hegemoniale Verhältnis beruht auf der historisch untergeordneten Eingliederung der Kontinente des globalen Südens ins internationale Wissenschaftssystem. Die europäischen Sozialwissenschaften[1] wurden auch außerhalb Europas zum Grundstein dortiger Soziologie, zunächst als imperiale Wissenschaft in den Kolonien, dann vermittelt durch die Unterstützung und Einflussnahme im Wissenschaftssektor nach den Unabhängigkeiten und in Zeiten des Kalten Krieges (vgl. Gareau 1985). So etablierte sich weltweit über ungleiche institutionelle und personelle Beziehungen sowie hegemoniale Lehr- und Lernverhältnisse das Prestige der europäischen und später nordamerikanischen Universitäten, ihrer Veröffentlichungsorgane und Lehrbücher. Generationen afrikanischer, lateinamerikanischer und asiatischer SoziologInnen wurden hier, oft über so genannte „Austauschprogramme" gebildet – der Austausch bestand einseitig darin, dass Studierende aus dem

[1] D.h. die wissenschaftliche, auf Theorie und empirischer Forschung beruhende Analyse von Gesellschaft in akademischen Institutionen, im Unterschied zu „sozialem Denken", der kohärenten Reflexion über Gesellschaft, einer viel älteren und überall verbreiteten Aktivität.

Süden im Norden studieren konnten, sehr selten umgekehrt – und importierten die hiesige Soziologie in ihre Herkunftsländer (vgl. Hountondji 1983, 1990, 2001/02). Dies hindert die Konstituierung eigenständiger Ansätze im Süden.

Hegemonien in der Wissenschaft werden getragen und verfestigen sich durch gesellschaftliche, u.a. geopolitische Vormacht[2]. Wissenschaftliche Produktion und Aktivität sind weltweit noch ungleicher verteilt als wirtschaftlicher Reichtum und werden überdies sehr unterschiedlich wahrgenommen und wertgeschätzt. Pouris (1995) zeigt empirisch anhand einer Analyse von „internationalen" bibliographischen Datenbanken, dass 90% der im „Social Science Citation Index" (SSCI) enthaltenen Artikel aus 10% der Länder der Erde stammten[3]. Sein Ergebnis interpretiert er fälschlich als Prozentanteile an der internationalen sozialwissenschaftlichen *Produktion* von Publikationen oder Forschung. Er übersieht, dass diese Datenbanken Instrumente sind, welche die Hegemonie der nordatlantischen wissenschaftlichen Gemeinschaft stärken: mit der Behauptung, die wichtigsten internationalen Publikationsorgane der Sozialwissenschaften zu erfassen, setzen sie einen hegemonialen „*mainstream*" fest, der jedoch keineswegs der realen Produktion in verschiedenen Teilen der Erde proportional entspricht. In Pouris Prozentzahlen drückt sich vielmehr die *Wahrnehmung* und *Anerkennung* nationaler Forschungsergebnisse durch das „Institute for Scientific Information" in Philadelphia aus, das den SSCI erstellt.

Das Hegemonieverhältnis hat darüber hinaus eine erkenntnistheoretische Dimension. Sozialwissenschaften sind stark gesellschaftlich geprägt, eine Dekontextualisierung aus ihrem jeweiligen Entstehungszusammenhang ist kaum zu bewerkstelligen. Dennoch erheben die klassischen Soziologieentwürfe

[2] Einen unmittelbaren Zusammenhang deckte Chekki (1987) auf: die Dominanz US-amerikanischer Theorie und Methode in der indischen Soziologie wurde von den USA unter Beteiligung der CIA gezielt gefördert (Forschungsfinanzierung, Studien- und Austauschprogramme, Export von Lehrbüchern, etc.), um kommunistischen Einflüssen vorzubeugen. Gareau (1985) zeigt, wie sich zu Zeiten des Kalten Krieges die Machtkonstellationen der drei Blöcke auch in den Aktivitäten und der Produktion der Sozialwissenschaften widerspiegeln und zur Herausbildung von geschlossenen, „sektenartigen" wissenschaftlichen Gemeinschaften entlang geopolitischer Grenzen führen. Weingart (2003) weist in einer Untersuchung über weltweite Ungleichheiten in Wissenschaft und Wissen auf die hohen Korrelationen zwischen wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Entwicklungsindikatoren hin.

[3] Zu vergleichbaren Ergebnissen führen empirische Untersuchungen mit Hilfe der Datenbanken „Sociological Abstracts" und „FRANCIS".

erkenntnistheoretisch einen Universalismusanspruch, der dieses Problem der Standortgebundenheit nicht reflektiert. Sie geben vor, die Theorie von der Gesellschaft schlechthin zu schreiben. Dieser Universalismusanspruch, der später in die Forderung nach Internationalisierung, dann nach Globalisierung der Disziplin umgesetzt werden sollte, beruht auf einer metatheoretischen Prämisse: der essentiellen Einheit von Menschheit und menschlicher Gesellschaft und somit der Möglichkeit einer einheitlichen Gesellschaftstheorie: „A single sociology, whose ultimate unity upon which humanity rests by acknowledging the universality of human reasoning, the unicity of humanity, and the endorsement of a single world whose oneness is based upon the adoption of a realistic ontology" (Archer 1991: 131). Diese Ansicht wird in Teilen des Forums vertreten, das seit seiner Gründung 1949 an der internationalen Integration der Disziplin, das heißt der Begründung einer „Internationalen Soziologie" arbeitet: der „International Sociological Association" (ISA), deren Präsidentin Archer Anfang der 1990er Jahre war, und ihren periodischen Publikationsorganen „Current Sociology" und „International Sociology".

Seit den Unabhängigkeiten in Afrika und Asien nach dem zweiten Weltkrieg wurde jedoch verstärkt Kritik an der Hegemonie nordatlantischer Soziologie laut. Erkenntnistheoretisch wurde Kritik am Eurozentrismus formuliert (Amin: 1988; Fals-Borda/Mora-Osejo: 2003), die den machtpolitischen Interessen der Kolonialmächte entspringende Trennung von Soziologie und Ethnologie/Anthropologie beziehungsweise „Area Studies" angegriffen (Mamdani: 1997, Mafeje: s.d.), der Orientalismus dekonstruiert (Said: 1978) oder theoretisch und methodologisch die Irrelevanz abhängiger Sozialwissenschaft diskutiert (Alatas: 2001). Aké (1979) geht soweit, westliche Sozialwissenschaften selbst als eine Form von Imperialismus zu bezeichnen und Oommen (1991) versteht die Forderung nach Internationalisierung als „camouflage" für ein Projekt der Verwestlichung aller Soziologie (Oommen 1991: 81). Adésínà (2002: 93) hält Archers Idee für die Phantasie einer konventionellen westlichen Soziologin: „This is precisely the problem. The ‚unicity of humanity' that requires that we have ‚a single discipline' for ‚a single world' is in the imagination of the conventional western sociologist".

Neben diesen kritischen und dekonstruktiven Manövern erfolgte außerdem ein konstruktiver Angriff: die Forderung nach Indigenisierung[4]. In diesem Beitrag soll beispielhaft eine Sequenz dieser Debatte untersucht werden, die sich in den 1980er Jahren zwischen nigerianischen Soziologen entspann und in der Zeitschrift „International Sociology" veröffentlicht wurde, das heißt in dem Forum, welches das Projekt einer „Internationalen Soziologie" verfolgt[5]. Anhand dieser Debatte kann dann nachvollzogen werden, welche Hindernisse theoretischen Ansätzen aus dem Süden für deren gleichberechtigte Präsenz und Anerkennung in der internationalen Gemeinschaft entgegenstehen. Schließlich soll ein erfolgreiches Beispiel eigenständiger Soziologie besprochen und die Vorbedingungen für die Entstehung solcher Werke aufgezeigt werden.

Die Indigenisierungsdebatte: Afrika in der „*International Sociology*"

Die Motivation für diesen ersten großen Indigenisierungsversuch von nigerianischer Seite war in erster Linie eine politische: durch lokales Wissen sollte die Abhängigkeit von westlichen Ansätzen reduziert werden[6]. Akiwowo (1986) möchte mit seinem Artikel "Contributions to the sociology of knowledge from an African oral poetry" allgemeine soziologische Aussagen aus einem oralen rituellen Text in Yoruba ableiten, der aus der Region Oyo State, Nigeria, stammt. Es handelt sich um das "Ayajo Asuwada", das zur Einweihung einer neuen Siedlung vorgetragen wird und einem Schöpfungsmythos gleichkommt. Sein Kollege Makinde (1988) ordnet diesen Artikel in eine Reihe ähnlicher Arbeiten des Autoren und seines Instituts ein, die darauf zielten, aus „afrikanischer Philosophie" Ideen zur Entwicklung einer Soziologie abzuleiten.

---

[4] Dem Begriff kommen in der Literatur verschiedene Bedeutungen zu, von der „Afrikanisierung" des Personals angefangen. Hier wird er (erkenntnis)theoretisch verwendet und meint die Anpassung importierter Theorien an lokale soziale Realitäten oder die Erzeugung eigener Ansätze.

[5] Vgl. *International Sociology*, Vol. 1. No. 4, 1986; Vol. 3, No. 1, 1988; und Vol. 5, No. 1, 1990. Es handelt sich um den ersten großen Auftritt in der internationalen wissenschaftlichen Gemeinschaft, auf den Akiwowo (1999) zehn Jahre später nochmals zurückkommt. In den Folgejahren umschloss die Indigenisierungsbewegung sehr unterschiedliche Projekte.

[6] „The idea is that sociology can benefit from home-grown ideas contained in African oral literature so as *to lessen the danger of depending entirely upon Western concepts and theoretical assumptions* (…). Nigerian social scientists in general and sociologists in particular have an obligation of recycling what are elements in our world views into their explanatory and analytical studies of present or future social conditions of existence, and to the development of new knowledge about this and other societies" (Akiwowo 1983, zit. in Makinde 1988: 131).

Akiwowo gibt Auszüge des Texts in Englisch wieder und interpretiert ihn jeweils abschnittsweise. Am Ende seines Artikels leitet er daraus mehrere sehr allgemeine Aussagen ab, die sich etwa folgendermaßen zusammenfassen lassen: „Iwa“ (= Seinszustand, Existenz, Charakter) sei die elementare Einheit des sozialen Lebens. Kein Individuum könne allein existieren und müsse sich daher mit dem Ziel des Zusammenlebens vergemeinschaften. Dies erfordere Beiträge an die Gemeinschaft und von der Gemeinschaft Toleranz gegenüber den Eigenarten jedes Einzelnen. Je nachdem, wie viel Gutes oder Schlechtes „Iwa“ von Anderen erfahre und selbst bewirke, ließe sich daraus seine Stellung im sozialen Gefüge ermitteln. Die Frage, welchen Beitrag Akiwowo hiermit zur Entwicklung einer eigenständigen Soziologie leistete, soll weiter unten behandelt werden.

Makinde (1988) antwortet auf Akiwowos Artikel und entwickelt dessen zentrale Ideen weiter. Das „philosophische ‚asuwada'-Prinzip“, das ganz zu Beginn des interpretierten Schöpfungsmythos auftritt und diesen strukturiert, sei ein Prinzip, das „alle Natur“ beherrscht, sowie ein Prinzip der Vergemeinschaftung mit einem Nutzen oder Ziel[7]. Diese natürliche Ordnung sei ursprünglich gut, doch dann „sündigten“ die Menschen durch Fehlverhalten. Nachdem das „Asuwada“-Prinzip, nach dem alles geschaffen und geleitet wird, gut sei, kann dieses Fehlverhalten Einzelner zunächst nicht erklärt werden, es weise aber darauf hin, dass auch der soziale Zusammenschluss der Menschen zusammenbrechen könne. Das „Asuwada“-Prinzip unterliegt auch der Familie („ajobi“ = Blutsverwandtschaft) und der Nachbarschaft oder Gemeinschaft („ajogbe“ = gemeinsames Wohnen) als primordialer gesellschaftlicher Formen.

[7] Die Verwendung des Begriffes „Asuwada“ oder „Asuwada-Prinzip“ ist bei Akiwowo nicht eindeutig, und noch weniger bei Makinde. Letzterer fasst darunter folgende Ideen: ein metaphysisches Konzept: “conscious purpose as it exists in human beings“; als göttliche Einheit: “the great Being who creates all existence in groups for a purpose is known as Asuwada”; die Idee, das „Asuwada“-Prinzip werde durch Fehlverhalten „verletzt“ unterstellt eine moralische Regel; bezüglich des Zusammenbruchs der Verwandtschaftsbeziehungen spricht er von einer Fehlanwendung des Prinzips. Dass das Konzept „Asuwada“ trotz dieser Konfusion durchaus bedeutsam ist, folgert aus seinem Hinweis darauf, dass daraus nach dem Juristen Akinsola Aguda die Idee einer Verfassung für die Regelung menschlichen Verhaltens hervorginge. (Makinde 1988: 127). Auch der Verweis auf eine „Yoruba Psychotherapy“ misst der wissenschaftlichen Verwendung ritueller Yoruba-Texte Bedeutung bei (Akiwowo 1999: 122/123).

Akiwowo hatte auf den totalen Zusammenbruch der Verwandtschaftsbeziehungen hingewiesen, was Makinde mit der Geschichte der afrikanischen Völker – er nennt stichpunktartig Kolonialismus, Aufstände, Handel und Geldwirtschaft – in Zusammenhang bringt. Sozialer Aufstieg Einzelner führten zu Rivalität und Neid, zu Korruption und Wettbewerbsdenken. Gleichzeitig tauche eine neue Form der sozialen Beziehung auf – die Freundschaft. In dieser Konstellation entstand „ajogbe“. Mit dem Ende des „Asuwada“-Prinzips erkläre sich die derzeitige Situation in den „Dritte-Welt“-Ländern. Während Makinde in anderen Schriften die Notwendigkeit einer Revolution konstatierte, schwebte Akiwowo mit „Ifogbontaaseye“ – dem „Einsatz von Weisheit zur Erneuerung der Welt“ – eine friedliche Lösung vor.

Ihre Kollegen an der Universität Ife, Lawuyi und Taiwo (1990), greifen die Debatte auf und stellen zunächst einmal klar, worum es geht: nämlich um die Frage, ob man Soziologie in afrikanischen Sprachen betreiben könne – hier stimmen sie zu –, und um den Einfluss der Sprache auf Repräsentationen und sozialwissenschaftliches Wissen, einen Punkt, den sie leider nicht vertiefen. Um eine Yoruba-Soziologie betreiben zu können, seien allerdings die vorgeschlagenen Konzepte ungeeignet, weil zu diffus (ebd.: 135). Die zentralen Begriffe, auf denen man unter Berücksichtigung der spezifischen historischen Erfahrung und sprachlichen Kategorien der Yoruba eine soziologische Theorie aufbauen könnte, wollen sie daher präziser konzeptualisieren.

Sie unterscheiden, dass Menschen zunächst physiologische Organismen sind und zu „Asuwada“ (sozialen Organismen) werden können, d.h. „Asuwada“ wird nicht als Schöpfungsprinzip verstanden, sondern als potentieller Zustand. Menschen haben das Potential, sich zu vergesellschaften. In welcher Form sie dies tun, hängt davon ab, welchen Zweck sie mit der Vergesellschaftung verbinden. Daraus könne man aber noch nicht ableiten, dass die Gesellschaft selbst einen Zweck verfolge.

Die beiden Konzepte „ajobi“ und „ajogbe“ haben das Potential gesellschaftliche Entwicklung nachzuvollziehen. Lawuyi und Taiwo definieren „ajobi“ als eine Form von sozialer Gruppe, die gegenseitige Erwartungen unter den Mitgliedern mit sich bringt. Der Zusammenbruch von „ajobi“ bedeute gesellschaftlichen Wandel. Individualismus, materielle Differenzierung oder Wettbewerbsdenken

etwa führten dazu, dass „ajobi“ für die Menschen seine bindende Kraft verliert. Dafür entstünden neue Formen sozialer Beziehungen, z.B. „ajogbe“. Letzteres ist also nicht ein primordiales Verhältnis, sondern entsteht erst dann, wenn „ajobi“ zusammenbricht. Beide können aber auch nebeneinander existieren.

Abschließend gehen Lawuyi/Taiwo zurück zum rituellen Text des „Ayajo Alasuwada“ und schlagen eine „essentialistische“ Interpretation vor. Da Menschen nie allein leben, gehört das Zusammenleben zum menschlichen Wesen. „Ajobi“ und „ajogbe“ sind als Realisierung dieses Wesens die adäquateste Form menschlichen Seins. Individualismus, Aggression, private Aneignung von vergesellschafteter Produktion und Ähnliches können so als subversiv und schädlich für das menschliche Wesen verstanden werden.

Jenseits von Afrika: Die Instrumentalisierung der Indigenisierungsdebatte

Die Debatte wirft eine ganze Reihe von Problemen auf. Zunächst soll auf den politisch-ökonomischen und wissenschaftlichen Kontext eingegangen werden, dann auf inhaltliche Fragen. Die gesamte Diskussion konzentriert sich auf Texte, Theorien und Konzepte. Sie ignoriert dabei Faktoren, die für wissenschaftliches Gedeihen entscheidend sind: die notwendige materielle Grundlage und akademische Freiheit, das heißt die Möglichkeit zum freien Gedankenaustausch ohne politische Unterdrückung und Zensur sowie der ungehinderte Zugang zu sozialen Realitäten (vgl. Diouf/Mamdani 1994). Hierfür ist gerade das Schicksal der nigerianischen Universitätslandschaft in den 90er Jahren ein gutes Beispiel. Seit der Unabhängigkeit hatte das Land enorm in seine Hochschullandschaft investiert und verfügte in den 1980er Jahren über die größte Wissenschaftslandschaft Afrikas. Im Laufe der 1990er Jahre mussten die Hochschulen im Rahmen zweier Strukturanpassungsprogramme, die die anhaltende Wirtschaftskrise eindämmen sollten, neoliberale Restrukturierungen über sich ergehen lassen (Einführung von wirtschaftlichen Rentabilitätskriterien, Schließung gerade von „unrentablen“ sozialwissenschaftlichen Studiengängen, Entlassung von Personal usw.). Seither haben sich die Bedingungen für wissenschaftliches Arbeiten derart verschlechtert, dass viele SozialwissenschaftlerInnen in den „consulting“-Bereich oder in internationale

Organisationen gewechselt sind, um ihr materielles Überleben zu sichern, wenn sie nicht ganz das Land verließen (vgl. Bako 1994; 2002).[8]

Neben diesen Ausgangsbedingungen ergibt sich ein ganzer Komplex von Schwierigkeiten rund um die Debatte und die ihr zugeschriebene Bedeutung. Zwei VertreterInnen der „Internationalen Soziologie", Elizabeth King und Martin Albrow, übernahmen die nigerianische Indigenisierungsdebatte ebenso wie eine Reihe weiterer Artikel aus „*International Sociology*" in einen Sammelband zu Wissen und Globalisierung. Frustrierend für die Vertreter der Indigenisierung war dabei vor allem, dass der Auffassung der HerausgeberInnen nach die Phase der Indigenisierung von der Globalisierung der Soziologie bereits überholt wurde. Dies unterstellt ihre Einleitung, in der sie ein Phasenmodell vom klassischen Universalismus über nationale Soziologien, Internationalismus, Indigenisierung bis hin zur Globalisierung der Disziplin einführen. Kritiker dagegen sehen in der Idee der Internationalisierung oder Globalisierung der Soziologie eine Neuauflage des klassischen Universalismusanspruchs und der nordatlantischen Hegemonie[9].

Obendrein wird der Indigenisierungsbewegung unterstellt, nur durch die Gnade internationaler Instanzen überhaupt zu existieren:

> It is impossible to divorce the drive for indigenous sociologies from the overall processes of internationalisation and globalisation. (…). This should be even more apparent when we reflect on the fact that 'indigenisation' is something which has been promoted by international conferences and supported by bodies such as the International Social Science Council. (…). 'Indigenisation' carries all the difficulties and ambiguities of 'development aid'. The extent to which it represents an outside imposition is always open to question (Albrow/King 1990: 101).

Die Indigenisierungsdebatte soll an der Integration der Vielfalt in der Disziplin teilnehmen. In ihren Einleitungen schreiben Archer (1990) und Albrow (1990) von einer ideal egalitären wissenschaftlichen Gemeinschaft, innerhalb derer KollegInnen unterschiedlichster kultureller Herkunft frei und gleichberechtigt diskutierten. Vor diesem Hintergrund – dem erklärten Programm einer von einer

[8] Für die Auswirkungen neoliberaler Politik auf den afrikanischen Wissenschaftssektor allgemein vgl. Waast (2001).

[9] „(…) one can speak of internationalization of sociology as an ongoing process of modernization/Westernization of sociology" (Oommen 1991: 71; s.a. Adésínà 2002).

weltweiten Gemeinschaft von WissenschaftlerInnen getragenen „Internationalen Soziologie“ – erscheint die Indigenisierungsdebatte in anderem Licht. Sie ist für das Gelingen dieses Projektes eine politische Notwendigkeit, soll die beanspruchte Internationalität legitimieren:

> International Sociology then is the product of a policy to reflect the nature of the work of the international community of sociologists, a policy to maximise the range of cultural representation, while contributing to the advance of the discipline (Albrow 1990: 5).

Angesichts des internationalen Kontextes kann man sich bereits fragen, was die nigerianische Indigenisierungsdebatte zum Fortschritt der Disziplin beitragen soll. Vor dem Hintergrund des Globalisierungsvorhabens wird deutlich, dass sie eine Quote in der Besetzung dieser Internationalen Soziologie erfüllen soll. Das entspricht Sitas’ Feststellung, dass SozialwissenschaftlerInnen aus dem Süden, wollen sie sich Zugang zu internationalen Kreisen verschaffen, stets unter dem Druck stehen, sich als „anders“ zu definieren und die exotischen Nischen zu besetzen, die die internationale Gemeinschaft für sie bereithält, vergleichbar mit der Position ihrer Landsleute in der Sparte der „Weltmusik“:

> (…) there is a serious pressure to define ourselves as ‚different’ in the world context of ideas. Trying to be more than peripheral exotica in the ‘global cultural bazaar’ of social science we are bumping up against the niche trading tents we have been offered. (…) Of course we can be cynical and say that even here very few of us are considered good enough to be included, like Ali Farka Toure and Yousso N’Dour in the category called ‘world music’, as decorative additions (Sitas 2004: 20)10.

Dass Akiwowo in „International Sociology“ veröffentlichen kann, ist gut für seine Karriere und für eine Internationale Soziologie, die sich repräsentativ zeigen will. Es heißt noch nicht, dass die Kommunikationsprobleme in der internationalen wissenschaftlichen Gemeinschaft behoben wären oder dass diese tatsächlich die Errungenschaften ihrer afrikanischen KollegInnen wahrgenommen hätte. Adésínà (2002) formuliert harte, zutreffende Kritik am Indigenisierungsprojekt und veröffentlicht sie bezeichnenderweise in „African Sociological Review“. Das hegemoniale Projekt einer „Internationalen Soziologie“ nehme Äußerungen aus dem Süden ihren radikalen Anspruch und vereinnahme sie. Dies sei das Ziel der Zeitschrift “International Sociology”. Schon ihre Bezeichnung der Beiträge aus dem Süden als „indigene Soziologie“

[10] Vgl. auch Sitas (2002) sowie die ausgefeilte Kritik von Adésínà (2002).

sei irreführend und blende aus, dass jede Soziologie kontextgebunden und demnach „indigen“ sei. Akiwowo habe sich selbst in das ihm zugedachte „Ghetto“ begeben.

Das Bemühen, die Bedeutung der Indigenisierungsbewegung herunter zu spielen, hängt sicherlich mit der Angst vor einem relativistischen Angriff auf die Disziplin als wissenschaftlichem Projekt zusammen, denn, so Archer, „anderes Denken“ und „andere Welten“ seien die Feinde der „Internationalen Soziologie“ (Archer 1990: 2). Sie stellen die Universalität der Menschheit ebenso in Frage wie die der Disziplin. Akiwowo dagegen bestätigt selbst einige Jahre später, dass es nie seine Absicht gewesen sei, die dominante Soziologie grundlegend in Frage zu stellen[11].

Doch kommen wir zu den inhaltlichen Problemen der Debatte. In der Einleitung zu den Beiträgen der Indigenisierungsdebatte (Albrow/King 1990: 101-102) heißt es, in der Rückbesinnung auf das soziale Denken in ihren eigenen kulturellen Traditionen könnten die nigerianischen Kollegen Inspiration für die soziologische Analyse der eigenen Gesellschaft finden. Zur Beurteilung von soziologischen Ansätzen ist jedoch weniger von Bedeutung, woher die „Inspiration“ kommt (oder kommen soll), sondern vielmehr inwiefern sie soziale Phänomene erklären können.

Die Kritik von Lawuyi und Taiwo an Akiwowos und Makindes Beiträgen trifft den Kern der Sache: sie präsentieren hier keine soziologische Theorie, sondern sie suchen nach Yoruba-Äquivalenten für herkömmliche soziologische Konzepte wie Gemeinschaft, Gruppe, (Bluts)verwandtschaft. Dies hinge mit der nationalistischen Motivation für ihre Arbeiten zusammen:

> The source of the numerous problems we have identified in the work of Makinde and Akiwowo can, in our opinion, be traced to the general nationalist animus which informs their theoretical labours. Even though they deny it, both Akiwowo and Makinde are concerned to show that there are Yoruba equivalents of philosophical and sociological concepts prevalent in English. (…). Whereas one may not fault the effort to find Yoruba equivalents of English concepts, one surely must cry foul when

[11] „Akiwowo’s (…) concern was to contribute ‚to the mainstream of sociological theory but not with the aim of defeating the strictures’“ (Akiwowo 1991, zit. in Adésínà 2002: 100).

> the identification of these Yoruba equivalents is presented as discovery of sociological theories and philosophical doctrines. It is one thing, and an easy one at that, to say that sociology can be done in Yoruba. It is quite another and infinitely more difficult thing to do sociology in Yoruba (Lawuyi/Taiwo 1990: 144/145).

Es mag sein, dass die bearbeiteten Konzepte geeignet sind, nigerianischen Studierenden Schlüsselbegriffe des soziologischen Denkens näher zu bringen. Aus ihrer Darstellung in den betrachteten Texten der Indigenisierungsdebatte wird aber nicht deutlich, welchen theoretischen Mehrwert sie darstellen oder inwiefern die Yoruba-Konzepte „helfen können, der Weltgemeinschaft der Soziologie Prinzipien der *mainstream* Soziologie zu erklären“[12]. Es bleibt auch unklar, inwiefern die Gedankenspielerei mit Begriffen, die auf etwas waghalsige Art und Weise aus einem rituellen Text abgeleitet werden, der nigerianischen sozialen Realität näher kommt. Genauso wenig ist ersichtlich, was die entwickelten Konzepte mehr oder besser erfassen oder erklären können als die herkömmlichen soziologischen Schlüsselbegriffe und wieso man diese durch jene ersetzen sollte.

„Gleichzeitig arrogant lokal und universell verständlich“: südafrikanische Soziologie als konterhegemoniale Strömung

Die hier betrachtete Sequenz der Indigenisierungsdebatte fand in den achtziger Jahren statt. An der nordatlantischen Hegemonie hat sich seither nichts Grundlegendes gerändert, denn sämtliche genannten Hindernisse für eine Veränderung bestehen im Wesentlichen weiterhin. Die Indigenisierungsforderung sowie die eingangs genannten dekonstruktiven und kritischen Manöver beschränken ihren Fokus auf Macht- und Hegemonialverhältnisse im Text. Die real wirkenden materiellen, institutionellen und geopolitischen Hegemonialverhältnisse, welche die theoretischen und inhaltlichen stützen, geraten aus dem Blick[13].

[12] So fasst Akiwowo seine Absicht in einer späteren Revision und Vertiefung des Indigenisierungsprojekts: „I began this article with the conviction that African languages in general and Yoruba in particular possess in varying degrees and scope of exactitude words which, together, can help explain certain principles in mainstream sociology to the world community of sociology“. Akiwowo (1999): 131. Hier wird auch die Extrovertiertheit der Debatte deutlich.

[13] Dies entspricht Landers (1997) Kritik an der postmodernen Theorie.

Die Frage bleibt also, welche Chancen die Soziologie an der Peripherie unter diesen Bedingungen hat, sich als sozial – ihrem gesellschaftlichen Kontext entsprechend – und als theoretisch relevant – die Disziplin als ganze betreffend – zu konstituieren (vgl. Alatas 2001). Um ihrer Exotisierung in der internationalen Arena zu entgehen und sich selbst von der Fixierung auf das Zentrum abzuwenden, scheinen zwei Schritte notwendig, die hier in einer Entwicklungsperspektive gedacht werden sollen. Zunächst muss eine gewisse soziale Relevanz verfolgt werden. Eine Soziologie, die Burawoy (2004) als „public sociology" bezeichnet – eine Soziologie, „die sich in öffentliche Debatten einmischt, sich mit außeruniversitären Akteuren auseinandersetzt, die öffentliche Meinung mitgestaltet" – wird bevorzugt eine Ausgangsposition in der eigenen sozialen Realität einnehmen, d.h. weder in der überseeischen Literatur noch in der Anerkennung durch die internationale wissenschaftliche Gemeinschaft. Alternativ kann soziale Relevanz aber auch durch „policy sociology", also angewandte oder Auftragsforschung, hergestellt werden[14]. Denn dies regt die Annäherung an und Auseinandersetzung mit realen Problemen an, sichert eine empirische Grundlage für die Forschung und zwingt die Forschenden dazu, ihre Konzepte, Kategorien, ja vielleicht ihre Methoden und gesamten Fragestellungen an diese anzupassen, unabhängig davon, woher die anfänglichen wissenschaftlichen Instrumentarien stammten. Auf die Suche nach Möglichkeiten, lokale gesellschaftliche Probleme zu erkennen, adäquat zu erfassen und zu erklären, folgt der zweite Schritt: eigene Konzepte werden erarbeitet und soziologische Aussagen gewinnen an theoretischer Abstraktion. Schließlich können bestehende Theorien begründeterweise in Frage gestellt, abgeändert oder erweitert und neue Theorien entwickelt werden[15].

[14] Diese beiden Arten von Soziologie stellt er der „professionellen" und der „kritischen" Soziologie gegenüber, die beide in Distanz von der sozialen Realität produziert und vor allem über wissenschaftliche Veröffentlichungen und Diskussion praktiziert werden. Burawoys Idee eines angemessenen Ausgleichs der vier Typen für eine vollständige und spannende Soziologie macht Sinn. Die Frage ist aber hier zunächst, wie man in einem peripheren Kontext den Anfang für eine eigene Soziologie schaffen kann. Nicht zufällig lud Burawoy für die Jahrestagung der Amerikanischen Soziologischen Gesellschaft 2004, die er als Präsident derselben unter das Motto „For Public Sociology" (in den USA, versteht sich) stellte, SoziologInnen aus Afrika, Indien und Lateinamerika ein, und zwar aus Südafrika genau die VertreterInnen des Faches, von denen hier weiter unten die Rede sein soll.

[15] Diese Überlegungen beziehen sich auf die Entwicklung eigenständiger Soziologien in peripheren Kontexten. Inwieweit sie auf das Zentrum des internationalen Wissenschaftssystems übertragbar sind, kann hier nicht diskutiert werden.

Dieser Prozess zeigt sich etwa in der Erfahrung der südafrikanischen Arbeits- und Industriesoziologie, die sich seit den siebziger Jahren entwickelt hat. In einem historischen Kontext, in dem nach dem Verbot der politischen Oppositionsparteien als einzige breite gesellschaftliche Kraft gegen die Apartheid die schwarzen Gewerkschaften verblieben waren, suchten regierungskritische SozialwissenschaftlerInnen in den liberalen weißen englischsprachigen Universitäten den Kontakt zur Gewerkschaftsbewegung. Ausgehend von praktisch und politisch motivierten Auftragsforschungen im Dienste der Arbeiterorganisationen und von Arbeiterbildungsveranstaltungen entstanden bald universitäre Forschungsprogramme und -einrichtungen. Empirische Daten über Gewerkschaftsentwicklung und Streikereignisse, über Profit- und Inflationsraten wurden hier hervorgebracht, Arbeiterbiographien, eine Zeitschrift, Studienprogramme und Generationen von Studierenden, die im Land ihre Abschlüsse erlangten und hier als SpezialistInnen gefragt waren. Persönliche Netzwerke von SoziologInnen schufen eine produktive, integrierte wissenschaftliche Gemeinschaft in kritischer Auseinandersetzung mit sozial, politisch und wirtschaftlich bedeutsamen gesellschaftlichen Akteuren.

Dass sich auf der Grundlage sozialer Relevanz auch eine theoretische Relevanz für die Soziologie der Arbeit im Allgemeinen entwickelt hat, zeigt die letzte größere Veröffentlichung der arbeitssoziologischen Forschungsgemeinde[16]. Karl von Holdts „Transition from below“ (2003) leistet mit einer Betriebsethnographie zu gewerkschaftlichen Aktivitäten und Veränderungen am Arbeitsplatz in einem Stahlwerk zwischen 1980 und 1996 einen bedeutenden Beitrag zur Transitionstheorie im Allgemeinen und in ihrer Anwendung auf Südafrika. Die Tatsache, dass VertreterInnen der genannten Richtung nach der Öffnung des Landes und dem Ende des akademischen Boykotts in die Internationale Soziologische Gesellschaft stürmten, deren Forschungskomitee über Arbeiterbewegungen seither maßgeblich mitgestalten und von Johannesburg aus präsidieren, spricht für eine gewisse Anerkennung ihrer theoretischen Relevanz. Darüber hinaus stärkt sie das Argument für ein

[16] Die Hervorhebung dieses Werkes soll nicht die Bedeutung theoretischer und methodoogischer Innovationen seit der Entstehung des Forschungsbereiches schmälern, wie etwa die bereits früh erfolgte Anpassung des theoretischen Marxismus durch eine Verknüpfung der Kategorien „Klasse“ und „Rasse“, die Ausarbeitung des Konzepts „social movement unionism“ und verschiedene Arten der Aktionsforschung.

Vorgehen in zwei Schritten von der Anbindung an lokale soziale Realitäten und Abkoppelung von der nordatlantischen Soziologie bis zur theoretischen Abstraktion und (Re)Integration auf internationaler Ebene.

Der Arbeits- und Industriesoziologe Ari Sitas (2004), der seine Einsichten und Überlegungen aus der Interaktion mit der Arbeiterbewegung auch durch kreative Aktivitäten wie Dichtung und Arbeitertheater vertiefte[17], legte mit „Voices that reason – theoretical parables" kürzlich das zutiefst verunsichernde (vorläufige) Ergebnis des soziologischen Parabel-Projektes vor. Aus der intensiven Auseinandersetzung mit der arbeitenden Bevölkerung und ihrem Kampf gegen die Apartheid, mit ihren Problemen am Arbeitsplatz und zu Hause, mit der Situation in den ländlichen Herkunftsregionen, mit den kulturellen Formationen in den industriellen Zentren sowie mit den Auswirkungen der neoliberalen Globalisierung ist damit ein Jahr nach von Holdts Veröffentlichung auch ein Werk in allgemeiner Soziologie entstanden, das lokal und international Aufsehen erregen sollte.
Ebenso wie bei Akiwowo geht es in dem Band um Wissensbestände aus stark oral geprägten Zusammenhängen. Das Buch enthält im ersten Teil eine Reihe von Parabeln: auf der Grundlage von populären Geschichten, biographischen Ausschnitten, Parabeln und Gedichten aus der Region KwaZulu Natal greifen diese Texte kulturelles Wissen auf, verarbeiten es kreativ und theoretisch und präsentieren es wiederum in einer Form, die der Darstellung und Weitergabe von Wissen in oralen Kulturen eigen ist. Das Adjektiv „theoretisch" schreibt ihnen einen „soziologischen Mehrwert" zu. Diese Parabeln wurden dann in Universitätsseminaren und in lokalen Gemeinden zur Diskussion gestellt. Gemeinsam mit den Menschen, aus deren kommunikativ kompetenten Lebenswelten die Themen, die Form und die Methode stammen, ent-deckte Sitas ihre Sicht und Interpretation der südafrikanischen Gesellschaft und ihrer Probleme – von der Ausbeutung und Unterdrückung durch die Apartheid über die Erfahrung von Wanderarbeit und Urbanisierung bis hin zu Transition und Globalisierung.

[17] Er ist Herausgeber von "Black Mamba Rising: South African Worker Poets in Struggle" (1986); "Slave Trades" (2000); "The RDP poems" (2004). Zudem veröffentlichte er zahlreiche Studien im Bereich "Labour Studies".

Schon der Status der Parabeln selbst ist verunsichernd. Es handelt sich nicht um „authentische Zeugnisse“, die man sich angewöhnt hat, aus diesen fernen Ländern zu erwarten, um sie dann in ethnographischen Sammlungen zur Schau zu stellen, sondern um eine experimentelle und theoretische Überarbeitung von sozialem Wissen in narrativer Form. Didaktisch sollen sie zu intellektuellem Arbeiten anregen. Sie sind Teil der Wissensgenese aber auch der Realität, bieten „symbolisches Kapital“ für zukünftiges Handeln. Im Gegensatz zur traditionellen Parabel enthalten sie nicht *eine* Wahrheit, sondern bergen unterschiedliche analytische Konsequenzen. Durch das Projekt werden Aktivitäten und Funktionen zusammengeschlossen, die wir zu trennen gewohnt sind. Nicht nur wird gelehrt, was erforscht wurde, sondern auch das erforscht, was durch die Parabeln vermittelt und diskutiert wird.

Die Inhalte sind vielfältig, sie greifen grundlegende soziologische Annahmen auf, diskutieren und widersprechen unterschiedlichsten theoretischen Ansätzen und generieren eigene Konzepte. Es geht dabei stets um die Moderne, die nicht mit dem Übergang vom Feudalismus zum Kapitalismus kam, sondern mit dem Kolonialismus.

Kernaussage sämtlicher Parabeln ist, dass moderne Institutionen – Fabrik, Gefängnis, Universität – zwar Menschen disziplinieren und dass deren Navigationssysteme, ihre Kognition, Sprache und Interaktion kollabieren:

> The girlwoman (in one parable, W.K.) experiences *disoralia* – an inability to establish parameters for meaningful communicative practice; *disvaluation* and *degendering* – she is not only a notwoman she is a new thing. She had already been told that the curse of her line was to visit her. In transgressing values and norms, in following the sounds of the letters (of her lover, W.K.), she is leaving a significant value system (Sitas 2004: 90).

Das könne in verrücktem, desorientiertem oder traumatisiertem Verhalten enden. Doch besteht zwischen jedem Einzelnen und gesellschaftlichen Institutionen immer ein gewisser Grad an Dissonanz, Widerstand, phantasievoller Überschreitung, eine Asymmetrie zwischen Struktur und Handlung, System und Praxis, Anrufung und Subjektivität. Selbst der Gefolterte in Isolationshaft verfügt über geistige Mechanismen, die ihm helfen, sich trotz Schmerz und Erniedrigung „als Subjekt zu zentrieren“. Die postmoderne

Annahme eines dezentrierten Subjekts entpuppt sich zu einem „privilegierten Stück Oberflächlichkeit" (ebd.):

> „Such a conception confuses roles, strategies and behaviour with the struggle to ‚centre' our navigating mechanisms, to steer through a maze of pressures and processes. The active, refracting and recoiling agency (…) must not be confused with the autonomous subject of bourgeois enlightenment, but (…) when it ‚gives in', the result is fragmentation, a dispersal into meaninglessness and de-rangement, *infraction*" (Sitas 2004: 102).

Eine ähnliche theoretische Diskussion, die am bisherigen Kanon der Disziplin rüttelt, führt er zum Verhältnis von Macht, Freiheit und den Voraussetzungen gesellschaftlicher Emanzipation dort, wo keine habermassche ideale kommunikative Gemeinschaft gegeben ist, sondern schon die Möglichkeit, seine Meinung zu *sagen*, als Errungenschaft betrachtet werden muss.

Das Parabelprojekt stellt eine ganze Reihe soziologischer Gewissheiten in Frage. Es hebt zumindest zeitweilig die Distanz zwischen SoziologInnen und Objekt auf, auf der wir uns seit Comtes Gedenken zur Ruhe gesetzt haben. Es geht dabei nicht um Dekonstruktion und die Entlarvung von Machtverhältnissen zwischen WissenschaftlerIn und Objekt, sondern um den Versuch eines gemeinsamen Entdeckungs- und Theorisierungsprozesses. Auch hier spiegelt sich die Erfahrung in Forschung, Lehre und in der Auseinandersetzung mit sozialen und politischen Bewegungen wider:

> We have been convinced that the ‚researched' is different from a piece of chalk. (…) The ‚researched' talked back, argued, resisted the classifications and pointed out that the researcher, professor sir or madam, was also part of the field, part of its domain (Sitas 2004: 41).

An diesem Punkt kann soziale in theoretische Relevanz übergehen. In der Annahme, dass die Parabeln ein Teil der sozialen Realität sind und diese gleichzeitig reflektieren, wird darüber hinaus der Unterschied zwischen wissenschaftlichem/soziologischem Wissen und nicht-wissenschaftlichem/populärem Wissen aufgehoben. Diese Verunsicherung geht schließlich so weit, dass man sich fragt, wo überhaupt Soziologie anfängt und wo sie endet.

In seinen eigenen theoretischen Reflexionen schöpft Sitas sowohl aus der klassischen als auch aus der postmodernen Theorie, schätzt und kritisiert beide gleichermaßen, und zwar grundlegend. Sein Anspruch ist nichts weniger als eine südafrikanische Soziologie, die „weder vormodern, noch modern, noch postmodern" sei, „universell verständlich", „gleichzeitig arrogant lokal" und „allgemein zugänglich" (Sitas 2004: 23). „Voices that reason" setzt dem Lamentieren im Süden über Abhängigkeit, Irrelevanz und Marginalität ein Ende und wehrt sich gleichzeitig gegen hegemoniale und marginalisierende Tendenzen in der internationalen wissenschaftlichen Gemeinschaft:

> We do have much to contribute to one another and, of course, to the rest of the world: if we could only harness what is almost there, full of potential and promise. We cannot remain data collectors, immune deficiency samples, genetic codes, case studies, junior partner for others, forever. We need to take hold of the trove of traditions and wit ('there is wit and strength in the children of Nonti' – orated Mafika Gwala in the bad old days) that characterise our work, our failed social experiments, our distinctive voice (Sitas 2004: 8)[18].

Jenseits der Hegemonie

Die Soziologien im Süden haben ungleiche Ausgangsbedingungen, die es erschweren, mit eigenständigen Ansätzen einen Beitrag zur Disziplin zu leisten und in der internationalen wissenschaftlichen Gemeinschaft Anerkennung zu finden. Weder die kritische Dekonstruktion noch der konstruktive Versuch der Indigenisierung haben die hegemonialen Verhältnisse maßgeblich geschwächt. Daher wurde hier argumentiert, dass die Suche nach sozialer Relevanz vor Ort und die Auseinandersetzung mit sozialen AkteurInnen der eigenen Gesellschaft in einer ersten Phase geeignet sind, durch die Abkehr von der dominanten Soziologie und dem internationalen Publikum deren Hegemonie in der eigenen Arbeit zu schwächen. Dabei kann die gezielte Aufhebung der positivistischen Distanz zum Objekt und der Unterscheidung zwischen „Vorbegriffen" und soziologischen Kategorien zu innovativen Herausforderungen für herkömmliche Ansätze führen. Aus den Aktivitäten einer lokal engagierten wissenschaftlichen Gemeinschaft können dann Ansätze und soziologische Erkenntnisse hervorgehen, die von weiterreichendem Interesse sind, sich nach und nach auch

[18] Zitate aus: Gwala, Mafika, No more lullabies, Johannesburg, 1982.

in internationalen Kreisen durchsetzen und zur Entwicklung der Disziplin beitragen. Dies zeigt exemplarisch die südafrikanische Soziologie der Arbeit und der Industrie. Auf der Grundlage einer weitreichenden Kenntnis der eigenen Gesellschaft und der Auseinandersetzung mit ihren Akteuren entstand kürzlich mit „Voices that reason“ eine allgemeine Soziologie, die sich zu Recht als lokal und global bezeichnen kann. Die hier dargestellten südafrikanischen Beiträge sind fest in ihrem lokalen gesellschaftlichen Kontext verankert und ziehen – im Gegensatz zur Indigenisierungsdebatte – ihre primäre Motivation nicht aus der Suche nach internationaler Anerkennung. Sie können auf dieser Grundlage einen eigenständigen, originellen Beitrag zur Disziplin leisten.

Ein Universalismus-Anspruch tritt in den wissenschaftlichen Nord-Süd-Beziehungen tatsächlich in zwei-dimensionalem Gewand auf: mit einer politischen Dimension, der Sicherung nordatlantischer Hegemonie; und einer erkenntnistheoretischen Dimension, der angenommenen Möglichkeit einer universellen Gesellschaftswissenschaft. Mit der Herausbildung vielfältiger konterhegemonialer Strömungen in der Art des genannten südafrikanischen Beispiels sollte die politische Dimension nach und nach an Bedeutung verlieren. Die Frage nach der erkenntnistheoretischen Dimension wird aber erst dann angemessen diskutiert werden können, wenn Beiträge aus und über unterschiedliche Gesellschaften vorliegen und eine gleichberechtigte Auseinandersetzung zwischen ihnen möglich ist. Bisher haben die bestehenden Hegemonialverhältnisse mit ihrer Strategie der Exotisierung und Vereinnahmung eine solche Diskussion weitestgehend verhindert.

Literaturverzeichnis

Adésínà, Jìmí (2002): Sociology and Yoruba studies: epistemic intervention or doing sociology in the 'vernacular'? In: *African Sociological Review*, Vol. 6, No. 1, 2002, pp. 91-114

Aké, Claude (1979): *Social science as imperialism – the theory of political development*, Oxford, Ibadan, Nigeria: Ibadan University Press

Alatas, Syed Farid (2001): The study of the social sciences in developing countries: towards an adequate conceptualisation of relevance, In: *Current Sociology,* Vol. 49, No. 2, (March 2001), pp. 1-27

Albrow, Martin (1990): Introduction. In: Martin Albrow/ Elizabeth King, (eds.), *Globalization, knowledge and society: readings from International Sociology*, London: Sage, pp. 3-13

Albrow, Martin/Elizabeth King (1990): Introduction: creating indigenous sociologies. In: Martin Albrow/ Elizabeth King, (eds.), *Globalization, knowledge and society: readings from International Sociology*, London: Sage, pp. 101-102

Akiwowo, Akinsola A. (1986): Contributions to the sociology of knowledge from an African oral poetry. In: Martin Albrow/ Elizabeth King, (eds.), *Globalization, knowledge and society: readings from International Sociology*, London: Sage, pp. 103-117

Akiwowo, Akinsola (1999), Indigenous sociologies – extending the scope of the argument. In: *International Sociology*, Vol. 14, No. 2

Amin, Samir (1988): *L'eurocentrisme: critique d'une idéologie.* Paris: Anthropos

Archer, Margaret S. (1990): Foreword. In: Martin Albrow/ Elizabeth King, (eds.), *Globalization, knowledge and society: readings from International Sociology*, London: Sage, pp. 1-2

Archer, Margaret S. (1991), Sociology for one world: unity and diversity, in: *International Sociology*, Vol. 6, No. 2, (June 1991), S. 131-147

Bako, Sabo (1994): Education et ajustement en Afrique: Conditionnalités et résistance. In: Mamadou Diouf/Mahmood Mamdani (édit.), *Liberté académique en Afrique*, Dakar : CODESRIA, pp. 171-201

Bako, Sabo (2002): *Union, state and the crisis of higher education: the latest phase of struggle for and against restructuring and deregulating the Nigerian universities*, Paper prepared for the 10th CODESRIA General Assembly taking place in Kampala, Uganda between 8th and 12th December, 2002 (http://codesria.org/Links/Ho…%20GA%2012-20/Education_Bako.htm)

Berthelot, Jean-Michel (1998): Les nouveaux défis épistémologiques de la sociologie. In: *Sociologie et Sociétés*, Vol. XXX, No. 1, pp. 1-16

Burawoy, Michael (2004): *Presidential Address: For public sociology*, American Sociological Association Annual Conference, 15.8.2004, San Francisco

Chekki, Dan A. (1987): Synthesis and Indigenization in Indian sociology beyond tradition. In: Gopi C. Hallen (ed.), *Sociology in India – perspectives and trends*, Volume IV, Meerut: Rohini Publ., 1990-91, pp. 1665-1698

Diouf, Mamadou; Mahmood Mamdani (1994) (eds.): *Liberté académique en Afrique*, Dakar: CODESRIA, Dakar

Fals-Borda, Orlando; Luis E. Mora-Osejo (2003): Context and diffusion of knowledge – a critique of Eurocentrism. In : *Action Research*, Vol. 1, no. 1, pp. 29-37.

Fanon, Frantz (1961): *Les damnés de la terre*, Paris: Gallimard, 1991

Gareau, Frederick H. (1985): The multinational Version of Social Science with Emphasis upon the Discipline of Sociology. In: *Current Sociology*, Vol. 33. No: 3, (Winter 1985), pp. 1-165

Holdt, Karl von (2003), Transition from below – forging trade unionism and workplace change in South Africa, Pietermaritzburg: University of Natal Press

Hountondji, Paulin J (1983), *Afrikanische Philosophie – Mythos und Realität*, hg. von Gerd-Rüdiger Hoffmann, Berlin: Dietz, 1993

Hountondji, Paulin J. (1990), Scientific dependence in Africa today. In: *Research in African Literatures*, Vol. 21, No. 3, pp. 5-15

Hountondji, Paulin J. (2001/02), Le savoir mondialisé: désequilibres et enjeux actuels. Conférence sur 'La mondialisation vue d'Afrique' à l'Université de Nantes/Maison des Sciences de l'Homme Guépin, Année universitaire 2001/02 (www.msh-alpes.prd.fr/guepin/afrique/charpar/cfpaulin.pdf)

Lander, Edgardo (1997): Modernidad, colonialidad y postmodernidad. In: *Revista Venezolana de Economía y Ciencias Sociales*, No 4 (Octubre-Diciembre de 1997), (http://ladb.unm.edu/econ/content/ecosoc/indice/), pp. 1-14.

Lawuyi, O.B.; Olufemi Taiwo (1990): Towards an African sociological tradition: a rejoinder to Akiwowo and Makinde. In: Martin Albrow/ Elizabeth King, (eds.), *Globalization, knowledge and society: readings from International Sociology*, London: Sage, pp. 135-151

Mafeje, Archie (s.d.), *Anthropology in post-independence Africa: end of an era and the problem of self-definition*, Multiversity of the MultiWorld Network, Malaysia (http://www.multiworld.org/m_versity/articles/article.htm)

Makinde, A. Akin (1988): Asuwada principle: an analysis of Akiwowo's contributions to the sociology of knowledge from an African perspective. In: Martin Albrow/ Elizabeth King, (eds.): *Globalization, knowledge and society: readings from International Sociology*, London: Sage, pp. 119-134

Mamdani, Mahmood (1997): Africa and 'African Studies'. In: Nico Cloete/Johan Muller (eds.): *Knowledge, identity and curriculum transformation in Africa*, CapeTown: Maskew Miller Longman, pp. 149-154

Oommen, T.K. (1991): Internationalization of sociology: a view from developing countries. In: *Current Sociology,* Vol. 39, No. 1 (Spring 1991), pp. 67-84

Pouris, Anastassios (1995): *Mapping of social sciences and arts and humanities research in South Africa, 1981-1993*, Consultancy for the ARHS Programme, Human Sciences Research Council, Pretoria (August 1995)

Said, Edward W. (1978): *L'orientalisme – l'Orient créé par l'Occident*, Paris: Seuil, 1994

Sitas, Ari (2002), *The African Renaissance Challenge and Sociological Reclamations in the South*, http://gsp.soziologie.uni-freiburg.de/gspdat/people/sitas/seminar-freiburg-2002/african-renaissance.pdf. (Okt. 2005)

Sitas, Ari (2004): *Voices that reason – theoretical parables,* Pretoria: University of South Africa Press

Waast, Roland (2001), Afrique, vers un libre marché du travail scientifique, in: *Economies et Sociétés*, Série F, Vol. 39, Nos. 9-10, 2001, S. 1361-1413.

Weingart, Peter (2003), *Knowledge and Inequality*, unveröffentlichtes Dokument, Universität Bielefeld